

„Selbstbestimmtes Lernen“ in Adalbert Stifters Erzählungen „Das Haidedorf“ und „Kalkstein“

REGINA PINTAR

„Glücklicher Natursohn – der Leser erlaube mir die Bemerkung – Glücklicher Natursohn! Diejenigen werden deine Lage begreifen, und selig zurückfühlen, die nicht das Unglück hatten, schon in zartester Kindheit von einer Rotte Meister umrungen worden zu seyn, die täglich an ihnen erzogen, ohne zu erkennen das Bedürfniß und das schöne Gold des Kinderherzens. Die Wiese, die Blumen, das Feld und seine Ähren, der Wald und seine unschuldigen Thierchen sind die ersten und natürlichen Gespielen und Erzieher des Kindes, weil sie auch kindlich sind. Überlaß nur deinen kleinen Engel seinem eignen innern Gotte, und halte bloß die Dämonen ferne, und er wird sich wunderbar erziehen und vorbereiten; – dann, wenn das fruchtbare Herz hungert nach Wissen und Gefühlen, dann schließ ihm auf die Größen der Welt und des Menschen und Gottes.“¹

Diese Textpassage, die Adalbert Stifter 1840 seiner Erzählerfigur in der Journalfassung der Erzählung „Das Haidedorf“ in den Mund legt, wird im heutigen Leser möglicherweise einen zwiespältigen Eindruck hinterlassen. Die Sprache, die Ausdrucksweise, die Stifter hier verwendet, klingen heute antiquiert und pathetisch, leicht könnte man versucht sein, den Text beiseite zu legen, die pädagogischen Ansichten, die Stifter hier darlegt, sind allerdings durchaus modern und weisen auf einen heute immer noch aktuellen pädagogischen Diskurs hin: Wie lernt ein Kind bis ins Alter von etwa 12 Jahren? Was hat es wann zu lernen? Muss ein Kind zum Lernen motiviert, angeleitet, ja gezwungen werden? Ist unser derzeitiges (österreichisches) Schulsystem richtig?

Seit der Wende zum 20. Jahrhundert gibt es eine intensive Auseinandersetzung mit den Entwicklungsschritten des Kindes, mit biologischen und psychologischen Voraussetzungen des Lernens, mit dem Verhältnis von „Lernendem“ und „Lehrendem“. Friedrich Koch bezeichnet in seinem Buch „Der Aufbruch der Pädagogik. Welten im Kopf“ das 20. Jahrhundert als „Jahrhundert der pädagogischen Entwürfe“². Wichtig war all diesen Entwürfen eine Pädagogik „vom Kinde aus“. Es wurden in ganz Europa neue, auf den jeweiligen Erkenntnissen basierende Schulen gegründet, nach den Grundsätzen Maria Montessoris, Alexander S. Neills, Janusz Korczaks, Rudolf Steiners u.a., neue didaktische Methoden in den „Regelschulen“ ausprobiert.

Ich möchte in diesem Beitrag einen Aspekt herausgreifen, der vielen dieser neuen Ansätze zugrunde liegt, nämlich den Aspekt der Selbstbestimmung des Kindes als einer der wichtigsten Voraussetzungen für das „Gelingen“ von Lernen. Maria Montessori etwa formuliert es in ihrem Buch „Kinder sind anders“ so: „Das Verborgene im Kinde hingegen wird nur durch die Umwelt verdeckt, und daher gilt es auf diese Umwelt einzuwirken, um dem Kind einen freien Ausdruck seines Wesens zu ermöglichen. Das Kind befindet sich in einer Periode der Schöpfung und Ausweitung, und man braucht nichts anderes zu tun, als ihm die Tür zu öffnen. [...] Bereiten wir also dem Kind eine offene, seinem Lebensmoment angepaßte Umwelt, so wird sich die kindliche Seele spontan offenbaren; das Geheimnis des Kindes muß sich enthüllen.“³ Der amerikanische Neurologe Joseph Chilton Pearce führt diesen Gedankengang in seinem Buch „Der nächste Schritt der Menschheit. Die Entfaltung des menschlichen Potentials aus neurobiologischer Sicht“ 1992 folgendermaßen weiter:

„Überraschend wenig Lernen ergibt sich aus gewollten, erzwungenen Versuchen, ein Kind zum Lernen zu bewegen. Man braucht dem Kind nur die angemessene Umgebung zu besorgen, eine Umgebung aus Annahme, Liebe, Schutz und geeigneten Stimuli, und das Lernen des Gehirns läßt sich nicht aufhalten. Denn es wurde zum Lernen geschaffen.“⁴

Maria Montessori geht von „sensiblen Perioden“ des Kindes aus, einer inneren Empfänglichkeit, die bestimmt, „was aus der Vielfalt der Umwelt jeweils aufgenommen werden soll, und welche Situationen für das augenblickliche Entwicklungsstadium die vorteilhaftesten sind“.⁵

Der Schweizer Entwicklungspsychologe Remo H. Largo schreibt 1999 in seinem Buch „Kinderjahre. Die Individualität des Kindes als erzieherische Herausforderung“:

„Ein Kind ist keine Knetmasse, die beliebig geformt werden kann. Jedes Kind hat seine Stärken und seine Schwächen sowie sein eigenes Entwicklungstempo. [...] In jedem Lebensabschnitt reifen bestimmte Fähigkeiten und Verhaltensweisen heran, die es durch Erfahrungen verinnerlicht. So interessiert sich jedes Kind für Buchstaben, sobald die Fähigkeit zum Lesen herangereift ist. Diese Auffassung vom Kind und von seiner Entwicklung können Eltern und Erzieher kaum teilen, wenn sie annehmen, daß ein Kind um so größere Fortschritte macht, je mehr Wissen ihm angeboten wird und je mehr Fertigkeiten ihm eingeübt werden. Es ist ein Anliegen dieses Buches aufzuzeigen, daß echtes Lernen selbstbestimmt und eigenständig ist.“⁶

Dieser Ansicht dürfte Adalbert Stifter bereits 1840 gewesen sein, wie die eingangs zitierte Stelle von „Das Haidedorf“ beweist, Stifter ist damit seit mehr als 160 Jahren hinsichtlich der Auseinandersetzung mit pädagogischen Fragestellungen aktuell:

In „Das Haidedorf“ läßt Stifter Felix, den Sohn eines armen Haidebauern, bis zu einem Alter von „zehn oder zwölf Jahren“ (HKG 1,1; S. 163) als Hirtenknaben tagsüber allein mit seiner Herde auf der Heide aufwachsen. Jeden Abend kehrt Felix zu seinen ausdrücklich als liebevoll, sanft und gutmütig charakterisierten Eltern heim („Der Knabe sah und kannte daher nie jenen giftigen Mehlthau für Kinderherzen: Hader und Zank, [...]“ HKG 1,1; S. 171) Stifter schildert in den beiden ersten Kapiteln „Die Haide“ und „Das Haidehaus“ genau jene Lebensumgebung aus „Annahme, Liebe, Schutz“, von der Pearce spricht, ja er legt sehr viel Wert auf die Schilderung der „Stimuli“, nämlich der vielen hundert Pflanzen- und Tierarten der Heide und der Anregung durch die vielen Erzählungen der Großmutter vor allem biblischen Inhalts. Nie fühlt sich Felix einsam oder unterfordert, nie ist ihm langweilig, während er seine Herde hütet. Er unterscheidet alle Pflanzen und Tiere genau, baut sie in seine Rollenspiele ein, erfindet phantastische Geschichten etc. Was lernt Felix dabei? Er lernt, und das spielt bei Stifters pädagogischem Denken durchgehend eine große Rolle, das genaue Sehen, Unterscheiden, Systematisieren („Gesellschaft war im Übermasse da, vorerst die vielen großen Blöcke, die seine Burg bildeten, ihm alle bekannt, jeder anders nach Farbe und Gesichtsbildung, der unzähligen kleinen gar nicht zu gedenken, die oft noch bunter und farbenfeueriger waren. Er classificirte die Großen nach ihrer Stellung, je nachdem sie ihn durch Abenteuerlichkeit entzückten, oder durch Gemeinheit ärgerten – die Kleinen liebte er alle.“ HKG 1,1; S. 164 f.)

Er baut, würde man in heutiger Terminologie sagen, Denkstrukturen auf, Verständnis für Zusammenhänge, er verinnerlicht, indem er die von der Großmutter immer wieder gehörten biblischen Geschichten nachspielt, verschiedene Verhaltensmöglichkeiten, Reaktionsmöglichkeiten usw.

So lebt Felix „manchen Tag und manches Jahr auf der Haide“ (HKG 1,1; S. 168), doch plötzlich, mit 10, 12 Jahren „ward ihm wehe und sehnsüchtig, und er wußte nicht, wie ihm geschah [...], der reife Geist schmachtete nun nach seinem Brote, d e m W i s s e n, und das Herz nach seinem Weine, d e r L i e b e.“ (HKG 1,1; S. 168f.)

Felix fühlt also, was ihm fehlt, und er beschließt, die Heide zu verlassen, um woanders das ersehnte Wissen erwerben zu können – denn: „was die Haide geben konnte, das hatte sie gegeben [...]“ (HKG 1,1; S. 169) Die Eltern akzeptieren seinen Entschluss, nach Jahren kehrt Felix als berühmter, am Ende der Erzählung sogar vom König geehrter Dichter zurück. Das mag wieder pathetisch klingen und Stifter hat diesen Schluss vier Jahre später in der Buchfassung auch abgeändert, festgehalten hat er aber an seinen grundsätzlichen pädagogischen Überlegungen: Kinder brauchen keine ständige Belehrung, sie brauchen freie Betätigungsmöglichkeit, Wohlwollen und Zeit.

Es ist erstaunlich, wie genau Stifters Erzählkomposition, Felix mit 10, 12 Jahren von sich aus in die Welt aufbrechen zu lassen, mit heutigen Erkenntnissen aus der Gehirnforschung übereinstimmt, die besagen, dass im Laufe der Entwicklung des kindlichen Gehirns mehrere Wachstumsschübe stattfinden, ein letzter und entscheidender, je nach Kind unterschiedlich, im Alter von 10, 12 Jahren.

Pearce beschreibt diesen Vorgang so: „Etwa im Alter von elf Jahren finden einige umwälzende Ereignisse statt: Das Gehirn setzt eine Chemikalie frei, die alle nicht myelinisierten Neuralfelder auflöst und damit 80 Prozent der mit sechs Jahren vorhandenen Gehirnmasse entfernt. Das setzt den Beginn der formalen Operationen, die ihrerseits von

einer semantischen Sprache abhängen, die sich parallel entfaltet. [...] nun gelangen sie [die Kinder – R.P.] zu einem funktionalen Verständnis abstrakter Konzepte [...]“⁷

Mit etwa 11 Jahren ist also das Kind fähig und bereit, auf andere als rein sinnlich-konkrete Weise zu lernen, die Verständnismuster sind aufgebaut, nun beginnt das kognitive Lernen aus Büchern, durch Unterweisungen, Vorträge etc. Kinder, die nicht zu früh in für sie unverständliche abstrakte Denksysteme gedrängt und somit überfordert werden, behalten Neugier und Lust am Lernen, ja ihr Gehirn drängt sie, wie Pearce theoretisch und Stifter literarisch darlegen, das ihnen innewohnende Potenzial weiter zu entfalten. Felix wurde nie in ein von anderen vorgegebenes Lernprogramm gezwungen, er musste nie Dinge lernen, die er nicht begreifen konnte zu Zeitpunkten, auf die er keinen Einfluss hatte. Der emotionale Ausruf „Glücklicher Natursohn!“ und die gesamte eingangs zitierte Textstelle zeugen von Stifters aus der Erinnerung an seine eigene Kindheit und aus der intensiven Beobachtung seiner Umgebung gewonnenen Überzeugung von der von Pearce 150 Jahre später wissenschaftlich nachgewiesenen Entwicklung des kindlichen Gehirns vom Konkreten zum Abstrakten.

Wie sinnlos es Stifters Meinung nach ist, Kinder vor dem von der Reifung ihres Gehirns her für sie vorgesehenen Zeitpunkt mit Lerninhalten zu befassen, die sie nicht verstehen, höchstens auswendig lernen können – „Das bloß Auswendiggelernte ist unfruchtbar, liegt als todter Schatz in dem Haupte und nimmt dort die Stelle für etwas Nützlicheres“, schreibt Stifter 1849 in seinem Aufsatz „Bildung des Lehrkörpers“⁸ –, wie entmutigend es für sie ist und wie viel Selbstbewusstsein es dem Kind raubt, zeigt er mit der Lerngeschichte des Pfarrers im Kar in der Erzählung „Kalkstein“:

Als Sohn eines wohlhabenden Gerbers geboren, erhält der spätere Pfarrer gemeinsam mit seinem Zwillingsbruder Unterricht durch einen Hauslehrer, zunächst in den Gegenständen Lesen, Schreiben und Rechnen. Doch die Zwillingsbrüder sind unterschiedlich weit in ihrer Reife und Entwicklung, was ja bei Zwillingen häufig der Fall ist:

„Der Bruder war viel geschickter als ich, er konnte sich die Buchstaben merken, er konnte sie zu Silben verbinden, er konnte deutlich und in Absätzen lesen, ihm kam in der Rechnung immer die rechte Zahl, und seine Buchstaben standen in der Schrift gleich und auf der nehmlichen Linie. Bei mir war das anders. Die Buchstabennamen wollten mir nicht einfallen, dann konnte ich die Silbe nicht sagen, die sie mir vorstellten, und beim Lesen waren die großen Wörter sehr schwer, und es war eine Pein, wenn sehr lange kein Beistrich erschien. In der Rechnung befolgte ich die Regeln, aber es standen am Ende meistens ganz andere Zahlen da, als uns heraus kommen mußten.“ (HKG 2,2; S. 103)

An der Gegenüberstellung der Lernfortschritte der beiden Zwillingsbrüder wird Stifters Auffassung von der ganz individuellen Entwicklung des kindlichen Gehirns und vom damit verbundenen ganz individuellen Lerntempo besonders deutlich. Obwohl weder Vater, die Mutter ist bei der Geburt verstorben, noch Hauslehrer den Jungen tadeln, obwohl der Zwillingsbruder ihn nicht verlacht, begleitet den späteren Pfarrer im Kar seine ganze Kindheit ein Gefühl des Ungenügens, das sich in seiner Jugendzeit noch verfestigt:

„Der Bruder lernte alles recht gut, er machte seine Aufgaben gut, er konnte das Lateinische und Griechische deutsch sagen, er konnte die Buchstabenrechnungen machen, und seine Briefe und Aufsätze waren, als hätte sie ein erwachsener Mensch geschrieben. Ich konnte

das nicht. Ich war zwar auch recht fleißig, und im Anfange eines jeden Dinges ging es nicht übel, ich verstand es, und konnte es sagen und machen; aber wenn wir weiter vorrückten, entstand eine Verwirrung, die Sachen kreuzten sich, ich konnte mich nicht zurecht finden, und hatte keine Einsicht.“ (HKG 2,2; S. 104)

Ähnlich ergeht es ihm auch bei der Erlernung des Gerberhandwerks. In der Folge übernimmt der Bruder die Geschäfte des Vaters, der spätere Pfarrer im Kar wird aus verwandtschaftlicher Verpflichtung heraus geduldet, „ich brauchte mich nicht einzumischen“ (HKG 2,2; S. 107).

Wie sehr Lernen jedoch von eigener Motivation, vom eigenen Rhythmus abhängt, zeigt Stifter am weiteren Lebensweg des Pfarrers im Kar. Kaum fällt der äußere Druck vom Jungen ab, der Vater ist erkrankt, der Bruder ist mit der Leitung des Betriebs beschäftigt, erwacht in ihm der Wunsch, alles zu lernen, was er bisher nicht begreifen konnte. Da er nie getadelt worden war, war seine Neugier nicht prinzipiell zerstört worden. „Da man mir damals, als ich in unseren Lehrgegenständen keine genügenden Zeugnisse erhalten hatte, keinen Vorwurf gemacht hatte, so beschloß ich, jetzt alles nachzuholen, und alles so zu lernen, wie es sich gebührte.“ (HKG 2,2; S. 107) Der Junge, dessen Gehirn ja nun bereits herangereift ist, entwickelt seine ganz eigene Lernmethode, die seinem ganz eigenen Lernrhythmus entspricht, und es funktioniert:

„Ich nahm ein Buch aus der Lade, setzte mich dazu, und las den Anfang. Ich verstand alles, und lernte es, und merkte es mir. Am andern Tage wiederholte ich das, was ich an dem vorigen Tage gelernt hatte, versuchte, ob ich es noch wisse, und lernte ein neues Stük dazu. Ich gab mir nur Weniges zur Aufgabe, aber ich suchte es zu verstehen, und es gründlich in

meinem Gedächtnisse aufzubewahren. Ich gab mir auch Aufgaben zur Ausarbeitung, und sie gelangen.“ (HKG 2,2; S. 107f.)

Der Junge lernt nun aus Interesse, nicht um jemandem zu genügen oder um später Geld damit zu verdienen. Er legt freiwillig an zuständigen Institutionen außerordentlich gute Prüfungen ab und gewinnt immer mehr Selbstvertrauen: „Dies machte mir Muth und ich ging mit Eifer an die Erlernung der weiteren Kenntnisse.“ (HKG 2,2; S. 111) Schließlich beschließt er, sein Bruder hat inzwischen das Geschäft in den Ruin geführt und ist aus Gram darüber gestorben, eine Priesterbildungsanstalt zu besuchen und Priester zu werden. Nach Abschluss der Ausbildung bittet er von sich aus um die Pfarre im Kar, er ist, soweit es andere Erfahrungen und Verletzungen aus seiner Kindheit und Jugendzeit zulassen, mit seinem Leben zufrieden.

Felix und der Pfarrer im Kar, beide sind ihrem eigenen Lernrhythmus gefolgt und sind damit erfolgreich gewesen. Stifter hat solch individualisiertes Lernen nicht nur in „Das Haidedorf“ und „Kalkstein“, sondern auch im Roman „Der Nachsommer“, und in der Erzählung „Der Waldbrunnen“ beschrieben. Bereits 1939 hat Theodor Rutt, wenn auch aus einem anderen Ansatz und Erkenntnisinteresse heraus, in seiner Dissertation „Selbsterziehung und Selbstbildung im Leben und in den Werken Adalbert Stifters“ die Verantwortung, die Stifter jedem für sich selbst zuweist, thematisiert.⁹ Die Ereignisse der Revolution 1848 haben Stifter seinen Glauben an die Möglichkeit der selbstbestimmten Entfaltung von „Vernunft und freie[m] Willen, die uns nur als Keime gegeben werden [...]“, nicht genommen, im Gegenteil, für ihn gibt es, so schreibt er 1849, „keinen andern Weg zum Glück der Menschheit“.¹⁰

- 1 Adalbert Stifter: Das Haidedorf. In: Alfred Doppler; Wolfgang Frühwald (Hrsg.): Adalbert Stifter Werke und Briefe. Historisch-Kritische Gesamtausgabe. Band 1,1. (kurz: HKG 1,1) Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz, 1978 ff. S. 169.
- 2 Friedrich Koch: Der Aufbruch der Pädagogik. Welten im Kopf. Hamburg, 2000. S. 8.
- 3 Maria Montessori: Kinder sind anders. Il Segreto dell'Infanzia. Bearb. v. Helene Helming. Aus dem Italienischen von Percy Eckstein und Ulrich Weber. Stuttgart, 1952, München, 7. Auflage, 1992. S. 116.
- 4 Joseph Chilton Pearce: Der nächste Schritt der Menschheit. Die Entfaltung des menschlichen Potentials aus neurobiologischer Sicht. Übersetzung aus dem Amerikanischen von Karin Hein. Freiamt, 1994. S. 182 f.
- 5 Maria Montessori: Kinder sind anders. Il Segreto dell'Infanzia. Bearb. v. Helene Helming. Aus dem Italienischen von Percy Eckstein und Ulrich Weber. Stuttgart, 1952, München, 7. Auflage, 1992. S.51 f.
- 6 Remo H. Largo: Kinderjahre. Die Individualität des Kindes als erzieherische Herausforderung. München, Zürich, 6. Aufl., 2002. S. 17 f.
- 7 Joseph Chilton Pearce: Der nächste Schritt der Menschheit. Die Entfaltung des menschlichen Potentials aus neurobiologischer Sicht. Übersetzung aus dem Amerikanischen von Karin Hein. Freiamt, 1994. S. 227.
- 8 Adalbert Stifter: Bildung des Lehrkörpers. In: Gustav Wilhelm (Hrsg.): Adalbert Stifters Sämtliche Werke. Sechzehnter Band. Vermischte Schriften. Dritte Abteilung. Prag, 1927. S. 195.
- 9 Theodor Rutt: Selbsterziehung und Selbstbildung im Leben und in den Werken Adalbert Stifters. Köln, 1939. S. 14 ff.
- 10 Adalbert Stifter: Schlußwort über die Schule. In: Gustav Wilhelm (Hrsg.): Adalbert Stifters Sämtliche Werke. Sechzehnter Band. Vermischte Schriften. Dritte Abteilung. Prag, 1927. S. 179.